Scranton Wochenblatt.

Office:
321 Spruce Straße.

Frieden mit der Schweiz.

Bismarcks Organ, die „Nord. Allg. Ztg.“, führt jetzt in der bekannten Schweizer Streitfrage eine ganz andere Sprache, als vor einigen Wochen. Der papierne Krieg ist vollständig beigelegt und die „Norddeutsche“ bietet dem ehemals „wilden Lande“ selbst den Oelzweig. Dazu bemerkt die „Neue Züricher Zeitung“:

„Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat in ihrem letzten Artikel über die Schweiz einen Ton angeschlagen, der vortheilhaft von jener Sprache absticht, in der das Blatt noch vor Wochen mit uns zu reden pflegte, und man muß heute im Interesse einer Verständigung zwischen den beiden Völkern bedauern, daß namentlich von der „Norddeutschen“ seiner Zeit eine Erbitterung in den Handel hineingetragen wurde, die seiner Schlichtung nicht förderlich war. Was Deutschland erreichen wollte, hätte es viel besser erreichen können, wenn es den Ton freundschaftlicher Verständigung nicht verlassen, wenn es keine Drohungen ausgestoßen hätte, die unser schweizerisches Bewußtsein tief verletzen mußten, und wenn die Presse zu jener Hetze sich nicht hergegeben hätte, die — wir haben es zur Genüge sehen können — nicht nach dem Sinne des gebildeteren Theiles des deutschen Volkes ist. Heute nehmen wir mit Genugthuung die Versicherung der „Norddeutschen Allgem. Ztg.“ entgegen, daß die deutsche Regierung keinen Grund habe, mit der Schweiz Händel zu suchen; wir betrachten es auch als ein ehrendes Zeugniß, daß uns das Kanzlerblatt ausstellt, wenn es annimmt, daß die Schweiz auch ohne Niederlassungsvertrag „ruhige deutsche Staatsbürger, welche in der Schweiz nur ihrem Gewerbe nachgehen wollen“, ungestört in ihrer Mitte lassen werde. Daß der „ruhige deutsche Staatsbürger“ in der „wilden“ Schweiz ungestört seinem Handel und Wandel nachgehen kann, haben gerade in der Zeit, da unser verletztes nationales Bewußtsein mächtig aufwallte, die vielen in der Schweiz lebenden Deutschen erfahren können, und der Schweizer hat, man möchte fast sagen, mit einem gewissen Stolz gerade in den Tagen der Erbitterung es sich zur Pflicht gemacht, im Verkehre mit Deutschen die Rücksichten der Höflichkeit nicht außer Acht zu lassen. Jetzt, da man im besten Zuge war, die großen Sympathien, welche für Deutschland in der Schweiz bestanden haben und noch bestehen, mit jener Schweizerhetze zu zerstören und niederzutreten, scheint man sich endlich in Berlin darauf zu besinnen, wie viel die Sympathie der schweizerischen Bevölkerung Deutschland vielleicht nützen kann, und spät genug wird endlich Herr Wohlgemuth fallen gelassen und auch in der „Nordd. Allg. Ztg.“ sein „Mangel an polizeilicher Begabung“ zugestanden. Wenn sich die Nordd. Allg. Ztg.“ damit zufrieden gibt, daß sich Herr Wohlgemuth trotzdem „politisch ein praktisches Verdienst um die Beziehungen der beiden Nachbarstaaten“ erworben hat, so können wir Schweizer umgekehrt ihm danken, daß er uns Gelegenheit gab, die Kraft des schweizerischen Nationalbewußtseins in einem praktischen Falle einmal zu ermessen, und das Gefühl dieser Einheit des schweizerischen Denkens ist allein erhebend genug, um uns für den Augenblick die vielen Bitternisse vergessen zu lassen, welche der Handel mit sich brachte.“

Ein zweiter Pater Damien.

Wohl niemals hat bisher ein christlicher Missionär unter den Chinesen so großartige Erfolge aufzuweisen gehabt, als der kürzlich verstorbene amerikanische Prediger J. Crosset. Daß seine unausgesetzten Bemühungen von solchem Erfolge gekrönt waren, hat aber auch seinen guten Grund, denn Rev. Crosset, ein zweiter Pater Damien, hatte sich von allen herkömmlichen Gewohnheiten der Missionäre völlig losgesagt. Er lebte mit den Armen und Elenden als ihres Gleichen und verzichtete es völlig, ihnen Religion zu predigen, welche ihrem Verstande, ihren vererbten Anschauungen entgegen. Er zog es vor, die christlichen Lehren des Beispiel vor Thaten, nicht Worten zu zeigen.

Rev. Crosset hatte sich allerdings eine außerordentlich schwere Aufgabe gesetzt, deren Lösung nur einem Manne von seiner Energie und seiner Ueberzeugung möglich war. Nachdem er sechs Jahre lang in herkömmlicher Weise mit anderen Missionären an der presbyterianischen Mission in Peking theilgenommen, sah er mit der scharfen und unabhängigen Beobachtungsgabe, die ihm eigen war, sehr bald die Hoffnungslosigkeit seines Wirkens ein. Die Vorurtheile der niederen Classe des chinesischen Volkes waren unüberwindlich; man trat der Mission mit Verachtung, ja, mit Haß entgegen. Bald entdeckte Crosset den Grund hiervon. Die Absonderung, in welcher sich der Missionär als ein gewissermaßen höheres Wesen von dem gewöhnlichen Volke hält, die Bequemlichkeiten, die er als civilisirter Mann für selbstverständlich hält, die dem einfachen Chinesen aber als übertriebener Luxus erscheinen, während der Missionär zugleich stets Selbsterniedrigung, freiwillige Armuth und Mitleid mit den Bedrückten und Elenden im Munde führt, erschienen den scharfbeobachtenden Chinesen als unvereinbare Widersprüche. Wie können—so fragten sie später Crosset—, wie können wir an die Aufrichtigkeit von Leuten glauben, die anders handeln und leben, als sie predigen und lehren?

Crosset faßte einen folgenreichen Entschluß. Er sagte sich von aller äußeren Verbindung mit irgend einem Religionsbekenntnisse völlig los, um von dem lästigen Zwange der kirchlichen Disciplin frei zu werden. Um den Armen predigen zu können, ward er ihres Gleichen. Er nahm die Tracht der niederen Chinesen an, er lebte, wie sie, von Reis und Wasser. Sein Bett war der Fußboden oder ein hartes Brett. Er hütete sich, ihre Religion anzugreifen oder christliche Dogmen zu preisen. So gewann er das Vertrauen der Leute, welches sich nach kurzer Zeit zur Verehrung steigerte. Niemand wollte Bezahlung von ihm annehmen; Nahrung und Wohnung erhielt er überall umsonst. Er unternahm ausgedehnte Reisen durch alle Theile des ungeheuren Reiches, und überall ging ihm der Ruf des „christlichen Buddha“ voraus — denn diesen ehrenden Namen legte ihm das Volk bei.

So wirkte er durch sein Beispiel unendlich mehr, als die glänzendsten und tiefsinnigsten Predigten vermocht hätten. Seine Schüler waren bereits Christen, ehe sie es wußten, weil sie den Geist der christlichen Lehre erfaßt hatten und ausübten.

Sein Tod, welcher plötzlich auf der Reise von Shangai nach Tientsin eintrat, wurde von Tausenden seiner Schüler und Freunde in allen Theilen Chinas betrauert.

Oceandampfer ohne Masten.

Daß man jetzt die schnellen Oceandampfer ohne Masten bauen will, ist eine ausgemachte Thatsache. Früher hatte die von Alters hergebrachte Bauart mit drei oder vier Masten einen ausreichenden Grund. Denn wenn an der Schiffsschraube eine Beschädigung eintrat, so konnte der Dampfer immerhin noch drei bis vier Knoten stündlich machen, und war auf diese Weise nicht gänzlich der Laune von Wind und Wetter preisgegeben. Es gibt wohl keine hoffnungslosere Lage, als die eines ungeheuren Dampfboots, welches ohne die Mittel der Vorwärtsbewegung auf dem Ocean umhergeworfen wird und sich darauf verlassen muß, wenn das Glück gut ist, von irgend einem zufällig vorüberfahrenden Dampfer in's Schlepptau genommen und weiter bugsirt zu werden. Ziemlich häufig sind Brüche an den Flügeln der Propellerschraube. Solche haben nicht nur stets eine bedeutende Verlangsamung zur Folge, sondern bringen auch die Gefahr mit sich, daß durch unvermeidliche Stöße und ungleichmäßiges Arbeiten die Maschine völlig verdorben wird.

Der Grund, weshalb man jetzt die Segel entbehren zu können gedenkt, liegt in der veränderten Bauart der Schiffe. Man rüstet sie nämlich mit Doppelpropellers aus, welche nebeneinander, jeder aber selbstständig für sich, arbeiten. Dadurch werden außerordentlich viele Vortheile gewonnen. Der Gang des Schiffes wird ein gleichmäßiger; die Stöße, welche durch das Eintauchen der Schraubenflügel in das Wasser erzeugt werden, verschwinden. Die Geschwindigkeit des Fahrzeuges wird beinahe verdoppelt. Und wenn wirklich bei der einen Schraube ein Unfall passiren sollte, so arbeitet doch die andere mit unverminderter Kraft, und der Dampfer bewegt sich wenigstens mit der Hälfte der früheren Geschwindigkeit weiter.

Nun könnte man wohl fragen, weshalb man die Segel loswerden will, die doch jedenfalls nichts schaden können, immerhin aber im äußersten Nothfalle zu Statten kommen? Direct schaden sie allerdings nicht, indirect aber bedeutend. Die Maste und das Takelwerk bieten der Luft, namentlich bei widrigen Winden, einen Widerstand, welcher während der Dauer einer Oceanfahrt ganz beträchtlich auf die Geschwindigkeit einwirkt. Ein großer Theil der Maschinenkraft geht also für die Schnelligkeit des Dampfers ungenützt verloren und wird nur dazu verwendet, den Widerstand der Masten gegen die Luftströmung zu überwinden.

Ein Schiff mit Masten und Segeln bedarf einer bedeutenden Anzahl gelernter und erfahrener Matrosen, welche bedeutend höhere Heuer erhalten, als gewöhnliche Arbeiter.

Ein mastenloser Schraubendampfer bietet also sehr wesentliche Vortheile vor einem nach aller Art mit Masten, Segeln und Takelage versehenen. Die Maschine erzielt dieselbe Geschwindigkeit mit weniger Kosten, oder aber, wenn die Kosten dieselben bleiben, wird die Schnelligkeit vermehrt. Endlich wird durch Verminderung der Bemannung und geringere Bezahlung bedeutende Ersparniß bewirkt.

Land- und Hauswirthschaftliches.

Der Gemüsegarten im Herbst. —Neben der Ernte ist im Gemüsegarten auf Anzucht von Winter- und Frühjahrsgemüse Bedacht zu nehmen. Die Zwiebelgewächse werden, so weit das noch nicht geschehen ist, aus der Erde genommen und gesäubert. Meerrettig und Sellerie werden in der oberen Hälfte von der Erde befreit und mit einem scharfen Messer von Seitenwurzeln gereinigt. Bei trockenem Wetter werden die Frühkartoffeln geerntet. Will man im Winter „neue Kartoffeln“ haben, so wählt man die geeignetsten Sorten aus und legt sie in einen nahrhaften, aber sandigen Boden. Hier bilden sie sich bis zum Winter genügend aus. Mit Eintritt des Winters werden sie gut zugedeckt, damit sie nicht erfrieren, und nach Bedarf aus der Erde genommen. Bekanntlich sind „neue Kartoffeln“ im Winter sehr gesucht. Was aber unter diesem Namen auf den Markt kommt, sind so behandelte Kartoffeln. Die Kohlpflanzen sind wiederholt zu hacken, zu düngen und bei trockenem Wetter zu begießen. Endivien- und Bindesalat werden bei trockenem Wetter zusammengebunden. Die Gewürzpflanzen, welche man des Laubes wegen zieht, werden noch einmal geschnitten. Sie erholen sich dann bis zum Beginn des Winters vollständig. Die leergewordenen Erbsenbeete werden frisch gedüngt, gut umgegraben und mit Spinat (in Reihen) besät, von dem man in einigen Wochen gute Ernte erhält. Zwischen die Spinatreihen sät man Radieschen. Auf die abgeernteten Sommer- und Blumenkohlbeete sät man, nachdem man sie einfach umgegraben, aber nicht gedüngt hat, Carotten aus, welche man im Laufe des Winters erntet. Die Beete müssen beim Beginn der rauhen Jahreszeit gegen Frost geschützt werden. Auf diese Beete kann man auch Knoblauch, Perlzwiebeln, Winterzwiebeln und Schalotten legen. Abgeräumte Kartoffel- und andere Gemüsebeete werden umgegraben, nicht gedüngt und mit passenden Rübensorten besät. Auf Saatbeeten sät man früheste Blumenkohlsorten, Blattkohl und Wintersalat aus, welche für die erste Ernte im nächsten Jahre bestimmt sind. Auch Sellerie und Kopfsalat kann man noch aussäen. Selbstverständlich müssen die zu dicht stehenden Sämlinge bei Zeiten „verzogen“ werden, damit sich die stehenbleibenden jungen Pflänzchen gut und kräftig entwickeln können. Die schon im Juli ausgesäten Grünkohl-, Kopfsalat- und Winter-Endivienpflänzchen werden einzeln gepflanzt. Beim Umgraben der Beete achte man vorzüglich auf das Unkraut und sehe darauf, daß dasselbe noch vor dem Ansetzen von Samen ausgerottet wird. Auch Ungeziefer aller Art vertilge man so viel wie möglich.

Kaltflüssiges Baumwachs. — Beim Pfropfen und bei Verwundungen von Bäumen pflegt man die Wunden mit Baumwachs zu verstreichen. In neuer Zeit verwendet man dazu vielfach das sogenannte kaltflüssige Baumwachs, d. h. solches, welches bei gewöhnlicher Temperatur dickflüssig bleibt, so daß es zu jeder Zeit, ohne vorherige Erwärmung, verwendet werden kann. Erst nachdem dies geschehen ist, wird es fester, indem der darin enthaltene Alcohol an der Luft bald verdunstet. Die Verwendbarkeit des kaltflüssigen Baumwachses ist also eine bequemere, als die des warmflüssigen. Die Herstellung ist sehr einfach und auch wohlfeil. Unter verschiedenen Recepten möge das folgende Erwähnung finden: 12 Pfd. Schusterpech werden mit ½ Pfd. Talg auf dem Feuer erhitzt, bis die Masse aufwallt. Dann wird es vom Feuer genommen, und langsam unter Umrühren 1½ bis 2 Quart Spiritus zugegossen; dann wird noch etwa 1 Quart recht fein geriebte Holzkohle hinzugethan, die mit der Masse gut vermischt wird. Das Baumwachs hat eine schwarze Farbe und läßt sich gut aufstreichen.

— Gute Eigenschaft. Ein schlimmes Schicksal hat das einzige Gute, daß es verhängt ist.

Ein gewandter Hochstapler.

Die Polizei von New York und anderen bedeutenden amerikanischen Hafenstädten ist durch eine Warnung der österreichischen Polizei in nicht geringe Aufregung versetzt worden. Diese Warnung lautet kurz und bündig: „Nehmt euch in Acht! der berüchtigte Hochstapler, Baron Hoffmann genannt, ist auf dem Wege nach Amerika!“ Und so ist es in der That. „Baron Hoffmann“ fühlte, daß der Boden Europas ihm etwas zu heiß unter den Sohlen wurde, und hat deshalb beschlossen, nachdem er die Kleinigkeit von sechs Jahren Zuchthaus für kaum gezählte Betrügereien in Wien abgesessen hatte, sich der neuen Welt zuzuwenden.

Ein Leben voller Abenteuer liegt hinter diesem Industrieritter, welchem man jedoch trotz seiner zahllosen Schwindeleien ein gewisses Interesse nicht versagen kann. „Immer nobel,“ lautete sein Wahlspruch, und die höchsten Kreise der Aristokratie Europas, in denen er sich fast ausschließlich zu bewegen pflegte, wissen ein Lied von diesem Talmibaron zu singen. Eigenschaften, welche jedem anderen jungen Mann zur Zierde gereicht hätten, wurden sein Fluch.

Als Sohn eines wohlhabenden Porzellanhändlers in Prag geboren, genoß er eine sorgfältige Erziehung. Ein unbegreiflicher Hang zu Abenteuern trieb ihn jedoch schon in seinem sechzehnten Lebensjahre nach England, wo er nichts eiliger zu thun hatte, als im Kreise wüster Lebemänner sein soeben erhobenes väterliches Erbtheil zu verprassen. Eine elegante Figur, noble Allüren und eine angenehme Unterhaltungsgabe, verbunden mit einem für seine Jugend äußerst frühreifen selbstbewußten Auftreten imponirten in den Kreisen der guten Gesellschaft, welche sein selbstfabricirtes Adelsdiplom eines „Baron von Hoffmann“, oder „Colonel de Courtier“ ohne weitere Prüfung als echt annahm. Dazu kam, daß er eine fabelhafte Fähigkeit der Auffassungsgabe besaß, und sich von fremden Sprachen, Französisch, Englisch, Italienisch, ja sogar Russisch mit der größten Leichtigkeit aneignete. Daß er nebenbei alle fashionable Kartenspiele mit besonderer Gewandtheit zu spielen wußte und im Baccarat, Tempel, Macao und anderen Hazardspielen mehr Glück hatte, als man von einem ehrlichen Spieler erwarten konnte, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Seine ersten Gastrollen gab er in vornehmen Badeorten. In Carlsbad gelang es ihm, unter der Maske eines Kammerherrn der Königin Victoria von England das Herz einer steinreichen russischen Fürstin zu gewinnen, welche er nach kurzer Verlobung heirathete. Jetzt ging ein lustiges Leben los. Des „Barons“ ungebändigte Genußsucht hatte es innerhalb weniger Jahre dahin gebracht, daß die russischen Güter seiner Frau völlig verschuldet, und diese dem Ruin nahe war. Doch um das Maß voll zu machen, verkaufte der herzlose Patron Alles, was sich überhaupt zu Gelde machen ließ, verpfändete den Rest und verließ darauf—es war 1872—seine völlig zu Grunde gerichtete Gattin auf Nimmerwiedersehen.

Sein nächstes Ziel war Berlin. Hier stürzte er sich in den damals hochgehenden Gründungsschwindel und wußte sich durch betrügerische Speculationen zu bereichern. Dabei verleugnete er nie den „vornehmen Mann“ und verlor mit großer Nonchalance bedeutende Summen an Cavaliere. Das war keineswegs Leichtsinn. Die Freunde nämlich, die er sich auf diese Weise erworben, plünderte er später um so gründlicher und sicherer aus. Er besaß sogar die Frechheit, sich längere Zeit als einen intimen und geheimen Emissär des Reichskanzlers aufzuspielen. Hier lernte er auch mehrere vornehme Engländer kennen, deren gastfreundliche Einladung nach London er gern annahm.

So kam es, daß er 1875 sich wieder nach England wandte. Mit Leichtigkeit erlangte er Aufnahme in mehrere feine Clubs, in denen bekanntlich sehr hoch gespielt wird. Die Bekanntschaft seiner vornehmen Gönner, unter denen sich auch der Prinz von Wales befand, war ihm von außerordentlichem Nutzen. In ihrer Vertrauensseligkeit gingen diese sogar soweit, ihm Empfehlungen an ihre Bankiers mitzugeben. Es gelang ihm, große Summen zusammen zu bringen, die er aber sämmtlich seiner Genußsucht zum Opfer brachte.

Endlich, im Jahre 1882, als er wieder in Wien sein Wesen trieb, machte er es mit seinen Betrügereien doch zu toll. Hatte bisher die Furcht vor einem öffentlichen Skandal seine Opfer zurückgehalten, ihn bloszustellen, so fiel er diesmal der Polizei bei einer ganz gewöhnlichen Gaunerei in die Hände. Die Gerichtsverhandlung in Wien deckte so viele Betrügereien auf, daß die Verhandlungen gegen ihn sich wochenlang hinzogen.

Unter den bei ihm beschlagnahmten Briefen fand man auch eine vertrauliche Correspondenz mit dem Prinzen von Wales und vielen Prinzen und Anverwandten regierender Häuser vor.

Das Resultat war seine oben erwähnte Verurtheilung. Lächelnd, mit dem Anstande eines vollendeten Cavaliers, hörte der Pseudo-Baron sein Urtheil an und verließ nach einer eleganten Verbeugung stolz erhobenen Hauptes den Gerichtssaal.

† Ein Spion und Betrüger.

Im Maryland-Zuchthause starb kürzlich Benjamin Spandauer, dessen Tod eine der düstersten Perioden der Geschichte der Ver. Staaten wieder in's Gedächtniß ruft.

Es war zur Zeit der Ermordung des Präsidenten Lincoln, als Spandauers Name zuerst in der Oeffentlichkeit genannt wurde. Geboren von israelitischen Eltern in Baiern, war er in jugendlichem Alter nach den Ver. Staaten ausgewandert. Plötzlich wurde er als Zeuge in der Anklage gegen John H. Surratt genannt, welcher als Helfershelfer von Wilkes Booth wegen Beihilfe an der Ermordung des Präsidenten Lincoln angeklagt wurde. Surratt war nach seinem eigenen Geständniß Mitwisser eines Complotts, den Präsidenten heimlich aufzuheben und als Gefangenen nach Mississippi zu entführen, er leugnete aber standhaft jede Mitwisserschaft an dem Mordplan ab.

Surratts Ergreifung war erst nach vielen Hindernissen bewirkt worden. Von seinem Wohnort Elmira, N. Y., entfloh er nach Canada und später nach Italien, wo er unerkannt und unter falschem Namen in die päpstliche Fremdenlegion eintrat. Doch wurde er zufällig von einigen reisenden Landsleuten erkannt, von diesen denuncirt und schließlich auf Requisition der amerikanischen Regierung ausgeliefert.

Bei der gegen ihn stattfindenden Verhandlung, welche sich mehrere Wochen hinzog, kam es der Anklagebehörde hauptsächlich darauf an, nachzuweisen, daß Surratt am Tage der Ermordung Lincolns — 14. April 1865 — sich in Washington aufgehalten habe. Die Zeugen, welche dies bekunden sollten, waren angeblich von Spandauer gedungen, doch mißlang der Beweis. Spandauer sank später zum gewöhnlichen Schwindler und Betrüger herab und verstarb während der Verbüßung einer zweijährigen Zuchthausstrafe wegen Urkundenfälschung.

Vom Inlande.

Einem deutschen Tagelöhner, Namens Ch. Klemmer in Reading, Pa., wird nachgesagt, daß er sich Herrgottsbilder schnitze und, wenn er sie fertig habe, sie verehre und an sie glaube. Es liegt hier wohl ein fauler Witz eines englischen Blattes vor.

Von einem sonderbaren Unfall wurde Frederick Hengmann in New York betroffen. Während derselbe damit beschäftigt war, Möbel aus dem Hause No. 49 West 22. Straße zu entfernen, ließ er einen Hammer auf einen Haufen Kehricht fallen. Aber in dem Kehricht lag auch eine heimtückische Patrone; der Hammer traf gerade auf diese, sie explodirte, und die Kugel fuhr Hengmann in die Wange. Man mußte den Verwundeten in das Hospital schaffen.

In San Francisco ist eine merkwürdige Schadenersatz-Klage von Frau Winnie Flynn gegen Mary Sullivan, die Testamentsvollstreckerin der Elise Hinckley, angestrengt worden. Letztere wohnte im Flynn'schen Hause und hatte sich Mitte Mai d. J. mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten. Bei dieser Procedur wurde das Bett und der Teppich des Zimmers von Blut beschmutzt. Frau Flynn verlangt nun, daß dieser Schaden ihr durch Zahlung der Summe von $240 gut gemacht werde.

Dem Mayor von Dallas, Tex., ist folgendes gelungene Heirathsgesuch zugegangen: „Mein Herr: Ich bin seit einigen Tagen in hiesiger Stadt. Bin ein Zimmermann und möchte einige Arbeit bekommen und gleichzeitig mich verehelichen. Da ich hier fremd bin, so bitte ich Sie, mir behilflich zu sein, eine Gattin zu finden. Ich habe etwa $300 zurückgelegt. An schönem Aeußeren der Frau ist mir nicht viel gelegen, vorausgesetzt, daß sie zu arbeiten versteht. In politischer Hinsicht bin ich ein Demokrat.“

Fünfzehn Matrosen des amerikanischen Bundesdampfers „Galena“ desertirten dieser Tage, während der Dampfer in dem Flotten-Bauhof zu Brooklyn, N. Y., lag. Es war bekannt, daß das Schiff am andern Tage nach Hayti abgehen würde, und der Umstand, daß dortselbst das gelbe Fieber herrscht, veranlaßte die Leute dazu, französischen Abschied zu nehmen. Von dem Rekrutenschiff „Vermont“ wurden dreißig Mann nach der „Galena“ gesandt, um die Stellen der Deserteure einzunehmen. Man glaubt, daß auch diese abcommandirten dreißig Rekruten bei der ersten Gelegenheit ebenfalls das Weite suchen werden. Die Theerjacken haben eben vor dem „Yellow Jack“ einen heillosen Respect.

Weil es in Brasilien keine Kameele gibt — wenigstens keine vierbeinigen — deswegen werden zwei nach Amerika eingewanderte Araber (keine stiefelputzenden „Straßenaraber“, sondern echte Wüstensöhne) nach der alten Weit zurückgesandt werden. Die Araber waren nämlich nach Brasilien gereist, um sich dort als Kameeltreiber zu ernähren, konnten aber dort keine Beschäftigung als solche finden, weil man keine doppelbuckeligen „Wüstenschiffe“ dort hat. Darauf wandten sie sich nach New York, in der Hoffnung, im Barnum'schen Circus Anstellung zu finden; aber auch damit war es nichts, und der New Yorker Zollcollector verfügte nun ihre Rücksendung über den großen Häringsteich.—Von der arabischen Einwanderung nach Amerika wird man wahrscheinlich in der nächsten Zeit noch oft hören.

Nicht blos die Seeschlange ist ein Charakteristicum der Saure-gurken-Zeit, — es gehören dazu auch jene mannigfaltigen Gerüchte, welche plötzlich in Verbindung mit irgend einer interessanten Persönlichkeit auftauchen, um dann, gleich dem obigen Monstrum, wieder in das Meer — nämlich der Vergessenheit — zurückzusinken. So hieß es unlängst, Tascott, der Mörder des Chicagoer Millionärs Snell, sei in einem wegen Pferdediebstahls im Zuchthaus eingelochten Gefangenen entdeckt worden. Seitdem hat man von diesem Funde — einem Product der „todten Saison“ — nichts mehr gehört. Was sich wohl der wirkliche Tascott in seinem sicheren australischen Schlupfwinkel denken mag, wenn er aus den Zeitungen ersieht, zu welcher sagenhaften Gestalt ihn die amerikanische Presse bereits gemacht hat?

Den Boycottern ist anscheinend „nichts mehr heilig“. Haben sie doch jetzt ihre Angriffe sogar gegen die Kirchhöfe gerichtet. An allen Zäunen, Hausthreppen 2c. in den kleineren Ortschaften der Staaten Connecticut, Massachusetts und New York finden sich Placate folgenden Inhalts angeklebt: „Steinschneider! Office der „Granite Cutters National Union“, Barre, Vt., 1. August. Haltet euch von dem Calvary Friedhofe, L. J., ferne. Dort ist gegenwärtig „Trubel“.“ Hoffentlich gelingt es den Steinschneidern, sich recht lange nicht nur von dem Calvary-Friedhofe, sondern von den Friedhöfen überhaupt ferne zu halten, aber der „Trubel“ ist, daß sie wohl früher oder später trotz Brown-Séquard'schen Lebenselixirs, dasselbst einmal ein stummes „Shop-Meeting“ werden abhalten müssen.

Unter der Spitzmarke „Was man in einer Fabrik „„beim Auskehren““ fand,“ wird aus Brooklyn, N. Y., geschrieben: Seit mehr als 15 Jahren betrieb die „Courvoisier Wilcox Manufacturing Company“ dahier die Fabrication von goldenen Uhrgehäusen. Jetzt soll nun die Fabrik nach einem seitens der Compagnie in Roseville, N. J., errichteten Gebäude verlegt werden, und der Präsident ordnete deshalb an, daß die Fußböden der verschiedenen Räume des alten Etablissements aufgerissen und die an dem Holz haftenden und in den Fugen liegenden Goldtheilchen gesammelt würden. Diese Arbeit wurde dieser Tage vollendet, — und es ergab sich, daß die so zusammengefegten Goldtheilchen einen Werth von $25,000 hatten! Jetzt werden auch noch die Fensterrahmen abgerissen und inspicirt werden, um die daran haftenden Goldtheile zu erlangen.

Mehr, als je, scheinen gegenwärtig die Selbstmörder und Selbstmörderinnen darnach zu streben, originell zu sein. Auf sonderbare Weise beging jüngst in Philadelphia die 55jährige Frau Katharina Mühlig Selbstmord, indem sie den Kopf in einen bis an den Rand mit Wasser gefüllten Waschzuber steckte. Ihr Gatte, der Schneidermeister Friedrich Mühlig, war um 7 Uhr früh, während seine Frau noch schlummerte, auf den Markt gegangen, um Lebensmittel einzukaufen. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, konnte er seine Frau im Hause nirgends finden. Schließlich ging er hinaus in den Hof und fand dort zu seinem Entsetzen die Gesuchte als Leiche in knieender Stellung vor einer Waschbütte, das Gesicht in's Wasser getaucht. Der alte Mann ist ganz verzweifelt über den plötzlichen Tod seiner Gattin, die in der ganzen Nachbarschaft beliebt war. Bei dem Nachmittags vom Coroner Ahbridge über den eigenartigen Selbstmord vorgenommenen Inquest stellte es sich heraus, daß die Unglückliche die That in einem Anfall von Irrsinn begangen hatte. Sie war nämlich seit einiger Zeit in Folge eines Gehirnleidens schwermüthig und bildete sich ein, sie werde von Jemand verfolgt, der ihr nach dem Leben trachte.

Aufsehen erregt die Verlobung von Frl. Huntington, der Tochter des Millionärs Collis P. Huntington von der Union Pacific Bahn, mit dem Prinzen Franz von Hatzfeldt-Wildenburg, dem ältesten Sohn des Fürsten gleichen Namens, welchen sie auf einer Reise in Spanien kennen lernte. Da Prinz Hatzfeldt eine bewegte Vergangenheit am Pharaotisch hinter sich hat und seine Schulden die anständige Summe von 4 Millionen Franks ($800,000) übersteigen sollen, so vervollständigt diese Partie die lange Reihe jener Heirathen amerikanischer Millionärstöchter mit europäischen Herren von Habenichts.

Dummheiten wirken stets sehr ansteckend. In Louisville hatten vor längerer Zeit, wie damals gemeldet, die Ehehälfte und die Bekannten eines zechlustigen Arztes, um diesem das Trinken abzugewöhnen, einen wirklich vierfüßigen Affen an das Bett gebracht, der dem im Katzenjammer aufwachenden Doctor entgegengrinste; doch der Arzt verstand keinen Spaß, schlug das Thier todt, und die Unternehmer dieses verunglückten Bekehrungsversuches kamen dann noch in Schwulitäten wegen der Entschädigung an den Besitzer (natürlich einen Orgeldreher vom Citronenlande.) Dieselbe Geschichte mit nur kleinen veränderten Programm hat sich jetzt wieder in einem ziemlich vornehmen Kost- und Logirhause zu Chicago abgespielt. Der junge Mann, auf den der Streich gemünzt war — Freddy Lusher heißt er — brachte den „Stiefbruder des Menschen“ mit zwei Revolverschüssen um, und Freddys Freunde haben jetzt tief in die Tasche zu greifen; Freddy aber lacht sie aus und trinkt fein „Debbchen“ weiter.

Wie man aus Washington mittheilt, werden bei dem nächsten Census im District Columbia die mit der Lebensstatistik betrauten Beamten die Neger sorgfältig getrennt, nach ihrer Hautfarbe als unverfälschte Schwarze, Mulatten, Quadronen und so weiter, registriren, um daraus Anhaltspunkte für die Sterblichkeit des Nachwuchses der verschiedenen Gattungen zu gewinnen. Die Unterscheidung, welche hier der Census macht, wird seitens der Neger in gesellschaftlicher Beziehung schon seit Langem sehr streng beobachtet. Die hellfarbigen Mulatten sehen auf den „Nigger“ mit derselben Verachtung herab, wie die New Yorker Vierhundert auf die übrigen miserablen Plebejer. Eine Kirche in Washington, welche ausschließlich von Mulatten und Quadronen besucht wird, heißt deshalb auch zum Unterschiede von den anderen Negerkirchen die „Kirche der weißen Farbigen“. Ein Schwarzer möchte darin schwer einen Sitz finden. Ungleich den Neu-Engländern sind die Neger nicht stolz auf das Blut ihrer Ahnen, — im Gegentheil, je gemischter, desto nobler.

Bekanntlich hat der Cronin-Mord in Chicago wieder einmal zu einer Spaltung im Lager der amerikan. Laubfrosch-Insulaner geführt. Die beiderseitigen Streitigkeiten treiben sonderbare Blasen. Hat da vor einigen Tagen auf einem Picnic der Anti-Cronin-Partei in Chicago (während gleichzeitig die Cronin-Partei ein Concurrenzpicnic veranstaltete) der bekannte eirische Führer und „amerikanische Patriot“ Finerty eine wüthende Rede losgelassen, worin er den eirischen Geheimbund „Clan-na-Gael“ und den notorischen Alexander Sullivan in den Himmel erhob und von den „professionellen Ausländern“ (womit unter Anderm bestimmte Deutsch-amerikaner gemeint sind) sprach, von denen leider auch manche Irländer gegen die edlen amerikanischen Führer des irländischen Freiheitskampfes (und unverantwortlichen Verwalter der zusammengeschmorten Arbeiter- und Dienstmädchen-Gelder) verhetzt worden seien. Man denke sich: ein Verfechter des „Clan-na-Gael“, der von seinen Mitgliedern bedingungslose Vollstreckung aller Befehle der Häuptlinge, über alle anderen Verpflichtungen hinweg, fordert (einschließlich etwaiger Ermordung von „Verräthern“ an dem ehrwürdigen Schwindelorden), erfreicht sich, von „professionellen Ausländern“ zu reden!!

Daß die Maschine der amerikanischen Criminaljustiz auch recht schnell arbeiten kann, hat sich wieder in dem Strafverfahren gegen den Räuber William Trainor in New York gezeigt. Am 13. August verübte bekanntlich Trainor mit einem leider noch nicht festgenommenen Genossen den frechen Raubanfall auf den Geldwechsler Goetz Loeb in dessen Geschäftslocal und feuerte einen Pistolenschuß auf Loeb ab, während sein Spießgeselle die Ladenkasse plündern wollte. Dem Umstande, daß der Schuß fehl ging, verdankte Loeb sein Leben, und der alsbald verhaftete Trainor mochte wohl eingesehen haben, daß es für ihn das Beste sei, sich schuldig zu bekennen. Unmittelbar nachdem er am 15. August auch auf die zweite gegen ihn erhobene Beschuldigung des Mordversuchs auf Loeb auf ein Vorverhör Verzicht geleistet hatte, (die erste Beschuldigung hatte auf Raub gelautet), wurden die bezüglichen Papiere der Grand Jury vorgelegt, welche keine lange Zeit dazu brauchte, eine bezügliche Anklage gegen Trainor zu erheben. Am Vormittag des 16. August wurde dieser nun dem Richter Gildersleeve in den Generalassisien vorgeführt und bekannte sich auf beide Punkte der Anklage schuldig. Der Richter verurtheilte ihn dann zu 15 Jahren 6 Monaten Zuchthaus. Trainors Verurtheilung ist also genau drei Tage nach Verübung des Verbrechens erfolgt.

Ueber das Pech eines „Selbstmörders“ berichtet man aus Chicago, das überhaupt in neuester Zeit besonders reich an originellen Selbstmordversuchen ist: Ein wunderbarer Schütze ist jedenfalls der Maschinist Ernst Deloff! Oder wollte der gute Ernst nur den Selbstmörder „markiren“? Mit einem mächtigen Revolver in der Hand, Todesgedanken im Herzen, stand er in seiner Stube. Er faßte plötzlich einen heroischen Entschluß, richtete die Waffe nach seinem Kopfe, drückte ab, — und fand sich nach einigen Augenblicken kerngesund wieder, nur die rechte Seite seines Kopfes war ihres Schmuckes beraubt, denn das Pulver hatte ihm seine schönen Locken verbrannt. Voll Erstaunen stand Ernst einen Augenblick da, alsdann nahm er den Revolver in die linke Hand unter der sicheren Annahme, daß dieser Theil seines Körpers empfänglicher für Blei sei. Er zielte vorsichtig, kniff die Augen zu und drückte abermals ab, aber auch dieses Mal hatte er keinen wesentlichen Erfolg zu verzeichnen, denn das Einzige, was bei dem Schusse gelitten hatte, war dieses Mal der Haarschmuck auf der linken Seite. Ernst sah schließlich ein, daß mit dem Kopfe absolut nichts anzufangen sei und kurz entschlossen richtete er die mörderische Waffe gegen seine Brust. Er gab abermals Feuer, und als er jetzt den Schaden besah, wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich das ganze Hemd verbrannt hatte. Durch einen derartigen Mißerfolg muthlos gemacht, warf Ernst den treulosen unsicheren Revolver in eine Ecke. Mit diesen Mißerfolgen sollte das Leiden Ernsts aber noch nicht beendet sein. Die Polizei, welche von dem Vorfalle benachrichtigt wurde, verhaftete ihn und Richter Prindiville verurtheilte ihn zu $10 Strafe wegen „fahrlässiger Handhabung eines Revolvers.“

Deutsche Localnachrichten.

Provinz Brandenburg.

In Sommerfeld bestehen z. Zt 12 Tuchfabriken, welche 970 männliche und 780 weibliche Arbeiter beschäftigen, während wegen des ziemlich flauen Geschäftsganges etwa 250 Arbeiter feiern. Im Jahre 1888 wurden Waaren im Werthe von rund 6 Millionen Mark geliefert.— In Niederneuendorf werden in diesem Sommer sieben neue P